

Bibliographischer Hinweis sowie Verlagsrechte bei den online-Versionen der DD-Beiträge:



**Halbjahresschrift für die Didaktik
der deutschen Sprache und
Literatur**

<http://www.didaktik-deutsch.de>
5. Jahrgang 2000 – ISSN 1431-4355
Schneider Verlag Hohengehren
GmbH

Thomas Lindauer

**PLÄDOYER FÜR EINE
VARIETÄTENNEUTRALE
FORMULIERUNG VON
RECHTSCHREIBREGELN AM
BEISPIEL DER
DOPPELKONSONANTENREGEL**

In: Didaktik Deutsch. Jg. 5. H. 9. S. 38-56.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. – Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden.

Thomas Lindauer

PLÄDOYER FÜR EINE VARIETÄTENNEUTRALE FORMULIERUNG VON RECHTSCHREIBREGELN AM BEISPIEL DER DOPPELKONSONANTENREGEL

Der »Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland« (König 1989) ist von seinem Autor vor dem Hintergrund des Faktums projiziert worden, dass das tatsächlich gesprochene Deutsch selbst gebildeter Sprecher nicht dem entspricht, was die Aussprachewörterbücher als Standard festhalten. Niebaum/Macha (1999: 137)

Einleitung

Um die angemessene Formulierung von orthografischen Regeln herrscht innerhalb der Sprachwissenschaft schon seit einiger Zeit eine kontroverse Diskussion. Diese Diskussion scheint mir auch unter didaktischer Perspektive wichtig zu sein. Dies bedeutet zwar nicht, dass eine Regel eines (amtlichen) Regelwerks schon didaktisch brauchbar ist, dennoch ist anzunehmen, dass eine bestimmte Regelformulierung die didaktischen Bemühungen um eine schulische Umsetzung in eine entsprechende Richtung lenken wird. Daher sollte die Didaktik ein unmittelbares Interesse daran haben, wie orthografische Regeln formuliert sind. Die Probleme, die damit verbunden sein können, möchte ich am Beispiel der so genannten Doppelkonsonantenregel aus der Perspektive einer spezifischen Sprachvarietät des Deutschen, dem schweizerischen Standarddeutschen, illustrieren.

In der Diskussion um die angemessene Formulierung der Regel zur Doppelkonsonantenschreibung steht auf der einen Seite eine akzentbasierte Regelformulierung, wie sie beispielsweise im amtlichen Regelwerk formuliert wurde:

§2 Folgt im Wortstamm auf einen betonten kurzen Vokal nur ein einzelner Konsonant, so kennzeichnet man die Kürze des Vokals durch Verdoppelung des Konsonantenbuchstabens.

Auf der anderen Seite steht ein silbenbasierter Ansatz, wie ihn beispielsweise Eisenberg (1997) vertritt:

R1 Ist ein Konsonant ein Silbengelenk, so wird er durch Verdoppelung des Buchstabens für den Konsonanten dargestellt. (Eisenberg 1997: 332)

Beide Regelformulierungen decken die zentralen Bereiche der Doppelkonsonantenschreibung relativ gut ab, beide Regelformulierungen weisen in etwa gleichem Masse Ausnahmen in zentraleren und periphereren Bereichen der deutschen Orthografie auf. Augst/Dehn (1998: 111ff.) kommen für die Belange

der Schulen zum Schluss, dass beide Regelformulierungen in etwa gleich adäquat sind, formulieren jedoch ihre Regel auf der Grundlage des silbenbasierten Ansatzes. Die Regel zur Schreibung des β folgt hingegen interessanterweise dem akzentbasierten Ansatz (Augst/Dehn 1998: 101). Dagegen kommt Ramers (1999: 62) zum Schluss, dass «der akzentbasierte Ansatz leichte Vorteile auf seiner Seite hat.»¹

Ich möchte im Folgenden einerseits zwei Phänomene darstellen, auf die ich unter anderem im Zusammenhang mit meiner Arbeit als Deutschdidaktiker gestossen bin und die meiner Meinung nach neue Aspekte in die Diskussion bringen, die ich vor allem für die Belange der Schule als relevant erachte.² Beide Phänomene betreffen die besondere Syllabierung im Schweizerdeutschen und die damit verbundenen Probleme der Schweizer mit der Doppelkonsonantenschreibung.

Andererseits möchte ich dafür argumentieren, dass wir den orthografischen Regelformulierungen gerade im Bereich der Phonem-Graphem-Beziehung vor allem die real gesprochenen, in noch zu erforschendem Ausmass unterschiedlichen Standardvarianten des Deutschen zugrunde legen und uns nicht nur auf das Konstrukt der Hochlautung bzw. der Standardgrammatik stützen, wie es bisher bei der Diskussion um die «bessere» Regelformulierung ging. Entsprechend ist auch das als Motto gedachte Zitat aus Niebaum/Macha (1999) zu verstehen.

Nach einer knappen Darstellung der beiden Phänomene und einigen grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis Standard- bzw. Hochsprache vs. real gesprochene Standardvarianten werde ich einige wenige Ausführungen zur Sprach- und Schreibsituation in der Schweiz machen. Daran schliesst sich eine Analyse des schweizerischen Obstruentensystems und der den Schweizer Dialekten zugrunde liegenden Silbenstruktur an. Schliessen werde ich mit einem Vergleich der beiden zur Diskussion stehenden Regelformulierungen.

1 Zu den Phänomenen

Das erste Phänomen betrifft die s-Schreibung in der Schweiz. In der Standardorthografie der Schweiz wird kein β verwendet: Für ein so genannt scharfes s steht auch nach Langvokalen und Diphthongen «ss». Diese Schreibung ist in der Schweiz zum Teil seit je bzw. seit Jahrzehnten Standard:

¹ Es ist also keinesfalls so, dass «(in der Fachwissenschaft [...] inzwischen weitgehend Einigkeit darüber [besteht], dass die Schärfungsschreibung für den Kernbestand des heimischen Wortschatzes nicht auf der Ebene der Einzellaute, also phonologisch, sondern nur im Blick auf die suprasegmentale Einheit der Silbe angemessen erklärt werden kann)», wie dies Huneke (2000: 4) in Didaktik Deutsch Nr. 8 behauptet hat.

² Zur Klärung des hier angesprochenen Problems hat die fruchtbare Diskussion mit Peter Gallmann und Claudia Schmellentin wesentlich beigetragen.

Der Erziehungsrat des Kantons Zürich [hat] durch Beschluss von 1935 den Gebrauch des ß [...] in den Zürcher Schulen abgeschafft. Seither schreiben es die Schüler nicht mehr, und die Lehrer streichen «Fuss» nicht mehr als Fehler an [...]. Der Zürcher Erziehungsrat befand sich bei diesem Beschluss durchaus in Übereinstimmung mit der Praxis der Hand- und Maschinenschrift im allgemeinen Leben, da es in der Schweiz wohl nicht manche Schreibmaschine gibt, welche ein ß aufweist, und da in andern Kantonen das ß seit je nur in der Fraktur (der sog. «deutschen Schrift»), nicht aber in der heute allein üblichen Antiqua geschrieben wurde. (Hans Glinz 1955: Die geplante Reform der deutschen Rechtschreibung und die Schweiz. Zitiert nach: Looser 1998: 89)

Aufgrund dieser schweizerischen s-Regelung wäre eigentlich zu erwarten, dass Schweizer Schüler beim Vorlesen von Texten, die in der schweizerischen Standardorthografie verfasst sind, Vokale vor einem Doppel-s gelegentlich kurz sprechen würden. Eigenartigerweise und zum Glück lassen sich solche Fehllesungen jedoch auf keiner Schulstufe beobachten (die phonetische Umschrift zeigt die schweizerische Standardlautung):

- 1) a) gross [gro:s], Grüsse [gry:sə]
- b) Flosse flossen [flo:sə flɔsən]

Wie Gallmann (1997) gezeigt hat, liegt der Grund für das fehlende ß in der Schweizer Standardorthografie weniger an den Konstruktionsmängeln der Schweizer Schreibmaschinen als vielmehr an der besonderen Silbenstruktur des Schweizerdeutschen bzw. des „schweizerischen Standarddeutschen“.³

Das zweite Phänomen betrifft eine systematisch auftretende Falschschreibung: In Schweizer Schülertexten, aber auch in Texten von Erwachsenen finden sich immer wieder und relativ häufig regelwidrige Doppelkonsonantenschreibungen nach Diphthongen und nach Langvokalen. Besonders betroffen von dieser regelwidrigen Verdoppelung ist der stimmlose Frikativ [f], etwas weniger häufig finden sich auch bei den stimmlosen Plosiven [p] und [t]⁴ solche Verdoppelungen. Die Verdoppelung des Konsonantenbuchstabens «s» für den stimmlosen Frikativ [s] ist – wie gesagt – in der schweizerischen Orthografie Standard.

Wir finden also auffällig gehäuft Falschschreibungen wie in 2a) und b), etwas seltener solche wie in 2c):

³ Um eine terminologische Verwirrung zu vermeiden, unterscheide ich das «schweizerische Standarddeutsche», mit dem die schweizerische Standardlautung des Hochdeutschen bezeichnet wird, vom «Schweizerdeutschen», das als Sammelbezeichnung für die einzelnen Dialekte steht.

⁴ Auf die Besonderheiten der Dorsale und ihrer graphemischen Entsprechung kann ich in diesem Aufsatz nicht näher eingehen, vgl. aber die Tabelle 6) und die anschließenden Bemerkungen dazu.

- 2) a) greiffen, pfeiffen, Hauffen
- b) Straffe, sie schlieffen, ein tieffes Loch
- c) Häutte, Rauppe

Sehr selten bzw. nur unsystematisch findet man bei den Sonoranten-Buchstaben <m>, <n>, <l> und <r> sowie bei den Obstruenten-Buchstaben , <d>, <g> falsche Verdoppelungen. Man trifft also in Schülertexten eigentlich nie Falschschreibungen wie die folgenden an:

- 3) Diebbe, Ladden, verweiggern, Weille, leimmen, verneinnen, hören

Interessanterweise treten die Falschschreibungen in 2) auch in Texten auf, in denen die Doppelkonsonantenschreibung ansonsten korrekt ist. Ich werde zeigen, dass diesen systematischen Falschschreibungen eine phonologische Gesetzmässigkeit in der Standardvariante der Schweizer Sprecher und Sprecherinnen zugrunde liegt.

2 Zum Verhältnis Standard und Standardvarianten

Schreiber rekurren beim (orthografischen) Schreiben unter anderem auf ihr implizites grammatisches Wissen (*knowledge of language* im Sinne von Chomsky) und im speziellen Fall der Phonem-Graphem-Beziehungen natürlich auf die phonologische Komponente dieser Grammatik. Ich möchte hier nicht näher auf die Diskussion um das Verhältnis von Schrift und Sprachsystem näher eingehen (vgl. Bierwisch 1972, Wiese 1987, Günther 1988, Eisenberg 1992, Ossner 1996, Sternefeld 2000 u.a.), als Hintergrund für die weiteren Ausführungen sind mir jedoch die folgenden Punkte wichtig:

- 1) Das orthografische System der deutschen Standardsprache ist nicht in dem Ausmass konsistent bzw. systematisch wie die Grammatik einer natürlichen Einzelsprache. Dies hat zumindest zwei Gründe:
 - a) Zum einen basiert die deutsche Standard- oder Hochsprache zwar im Wesentlichen auf einer natürlichen Sprache, es ist aber damit zu rechnen, dass sie in verschiedenen Bereichen durch den Einfluss von Standardisierung bzw. Normierung und Konservierung, durch den Einfluss bzw. durch die Berücksichtigung unterschiedlicher Dialekte gewisse Inkonsistenzen aufweist. Mit solchen Inkonsistenzen ist auch im Bereich der Standardlautung zu rechnen. Wenn aber schon die phonologische Basis möglicherweise nicht konsistent ist, wie soll es dann das davon abgeleitete orthografische System sein?
 - b) Dass das orthografische System der deutschen Standardsprache nicht in hinreichendem Sinne konsistent ist, hat noch einen zweiten Grund: Unser heutiges, an der Standardsprache orientiertes orthografisches Regelwerk ist historisch so gewachsen, dass damit zu rechnen ist, dass phonologische Einflüsse aus unterschiedlichen Sprachregionen bzw. aus unterschiedlichen historischen Sprachstufen auf die Laut-Buchstaben-Regeln gewirkt haben und dass von

daher ebenfalls mit gewissen Inkonsistenzen im System zu rechnen ist. So wurde die Wortform *rauh* in der alten Orthografie mit einem <h> geschrieben, weil sie sich etymologisch zu dem relativ exotischen Wort *Rauchware* (Pelzwaren) in Beziehung setzen lässt. Auf eine solche etymologisierende Schreibweise wurde und wird bei der Wortform *scheu* verzichtet, obwohl es dazu die Wortform *verscheuchen* aus dem Kernwortschatz gibt, die eine Schreibung wie *scheuh* motivieren würde:

- 4) a) *rauh* mit <h> wegen *Rauchware* (Pelzwaren)
 b) *scheu* ohne <h> trotz *verscheuchen*

2) Aus diesen Überlegungen heraus ist nicht zu erwarten, dass sich eine 100-prozentig konsistente Ableitungsbeziehung zwischen Standardsprache und Standardorthografie herstellen lässt, wie dies etwa Bierwisch (1972) vorschwebte. Das heisst aber nicht, dass ein Schreiber – und ich meine diesen Begriff hier im Sinne eines kompetenten Sprecher/Hörers und nicht im Rahmen eines Performanzmodells – seine Orthografie *nicht* systematisch mit *seiner* Grammatik bzw. Phonologie in Beziehung bringen würde. Sondern:

3) Schreiber rekurren beim Schreiben sicherlich auch auf ihre grammatische Kompetenz. Das heisst, es wurde schon immer in diesem Sinne systematisch geschrieben bzw. zu schreiben versucht, und entsprechend ist auch unsere heutige Standardorthografie nicht völlig unsystematisch. Schreiber orientieren sich dabei aber an *ihrem* Grammatiksystem bzw. an ihrer nicht in vollem Umfang der standardisierten Hochlautung entsprechenden phonologischen Komponente. Sie rekurren dabei auf eine an der Standardsprache orientierte Umgangssprache, die ganz unterschiedlich von den dialektalen Muttersprachstrukturen bzw. vom Basisdialekt beeinflusst sein kann. Dies kann bei Sprechern, die mit der orthografischen Norm weniger vertraut sind, zu normwidrigen, aber mit ihrem phonologischen System im Sinne von Graphem-Phonem-Korrespondenz-Regeln (GPK-Regeln nach Bierwisch 1972) konsistenten systematischen Falschschreibungen führen.

Unter dieser Perspektive stellt sich nun in Bezug auf die eingangs angesprochenen Falschschreibungen die Frage: Sind die Doppelkonsonantenschreibungen nach Diphthongen bzw. nach langen Vokalen in Texten von Schweizern durch sprachsystematische Bedingungen zu erklären? Besonderes Interesse gewinnt diese Frage auch auf dem Hintergrund folgender Beobachtung: Die Doppelkonsonantenregel wird in vielen Schweizer Schulen nicht explizit vermittelt.⁵ Meinen Lehrer-, aber auch meinen Germanistikstudenten ist diese Regel meist nicht bewusst; und auch in Lehrerweiterbildungsveranstaltungen trifft man immer

⁵ Meiner Beobachtung nach beginnt der eigenaktive Erwerb der Doppelkonsonantenschreibung gegen Ende der 3. Klasse. Gegen Ende der 5. Klasse beherrschen dann die meisten diese Schreibung relativ gut, auch ohne dass ihnen die entsprechende Rechtschreibregel explizit vermittelt worden ist.

wieder erfahrene Lehrer, die die Bedeutsamkeit der Doppelkonsonanten-Regel nicht kennen. (Vermittelt wird meist nur die ck- und tz-Schreibung, aber nicht die generellere Regel.)

3 Sprachsituation in der Schweiz

Als Muttersprache erwirbt jedes Schweizer Kind einen Dialekt, wobei darauf hinzuweisen ist, dass es nicht *das* Schweizerdeutsch gibt, sondern viele unterschiedliche Dialekte, die sich teilweise in ihrem Phoneminventar und teilweise in ihrer phonologischen Strukturierung unterscheiden, aber ebenso jeweilige Besonderheiten im Bereich der Morphologie und Syntax aufweisen. Das heisst, es handelt sich bei den einzelnen Dialekten um je eigene, wenn auch nah verwandte natürliche Sprachsysteme. Da sich die hier vorgestellten Phänomene aber im Grossen und Ganzen in allen Dialekten finden, spreche ich im Folgenden etwas vereinfachend vom Schweizerdeutschen.

Mit dem Standarddeutschen kommen die Kinder im vorschulischen Alter vor allem über das Fernsehen in Kontakt. Es lässt sich beobachten, dass Kinder im Kindergarten für gewisse Spiele – wie zum Beispiel Räuber und Gendarm – in die Standardsprache wechseln. Im Kindergarten selbst wird jedoch nur Schweizerdeutsch gesprochen. Auch in den ersten Schuljahren wird im Unterricht oft noch Schweizerdeutsch gesprochen. Geschrieben und gelesen wird jedoch von Anfang an im Standarddeutschen. Die Grundlage für die Schreibung bildet dabei eine sehr stark an der Schrift und am jeweiligen Dialekt ausgerichtete Lautung und nicht etwa die den orthografischen Regelwerken zugrunde gelegte Hochlautung. Es erstaunt daher nicht, dass die Standardsprache von den meisten Schweizern als «Schriftdeutsch» bezeichnet wird.

Diese Sprechvariante des Standarddeutschen bildet entsprechend auch die Basis für die Rechtschreibung bzw. für die GPK-Regeln in der Schweiz. Sie hat sogar, da sie in gewissen Bereichen schriftnäher als die Standardlautung ist, gewisse Vorteile: So gibt es im Schweizerdeutschen im Gegensatz zur Standardlautung keine Auslautverhärtung. Entsprechend verwenden die meisten Sprecher auch in ihrer schweizerischen Variante des Hochdeutschen keine Auslautverhärtung und entsprechend selten sind dadurch bedingte Fehlschreibungen, die in gewissen Teilen Deutschlands ein grosses Problem darstellen (vgl. dazu die folgenden Beispiele mit der schweizerischen Standardlautung):

- 5) a) Rad [ra:d] – Rat [ra:t]
 b) Bund [bund] – bunt [bunt]

Neben der im Allgemeinen verwendeten Standardsprache bzw. deren orthografischen Kodifizierung für das Schreiben wird in der Schweiz auch Dialekt geschrieben. Einerseits finden sich Dialektschreibungen im informellen und privaten Briefverkehr sowie in Annoncen und Glückwünschen. Meiner Beobach-

tung nach orientieren sich die Schreiber einerseits an der deutschen Normorthografie und andererseits an den speziellen Ausspracheregularitäten ihres jeweiligen Dialekts. Daneben findet sich auch eine reiche Dialektliteratur, deren Orthografie zum Teil kodifiziert ist, zum Teil aber auch nicht. Im Folgenden beschränke ich mich auf die von Dieth (1938) kodifizierte Form. Wobei darauf hinzuweisen ist, dass Spontanschreibungen im hier relevanten Bereich erstaunlich wenig von der Dieth'schen Schreibung abweichen.

4 Das schweizerdeutsche Obstruentensystem und die Dialektorthografie

Da für die oben angesprochenen Phänomene vor allem das Obstruentensystem von Interesse ist, stelle ich hier nur dieses dar:

6)

	labial		alveolar		postalveolar		dorsal	
	- lenis	+ lenis	- lenis	+ lenis	- lenis	+ lenis	- lenis	+ lenis
Plosive	p ⟨p, pp⟩	b̥ ⟨b⟩	t ⟨t, tt⟩	d̥ ⟨d⟩			k ⟨gg⟩	g̥ ⟨g⟩
Frikative	f ⟨f, ff⟩	v̥ ⟨f, v⟩	s ⟨s, ss⟩	ʃ̥ ⟨s⟩	ʃ ⟨sch⟩	ʒ ⟨sch⟩	χ ⟨ch⟩	ç̥ ⟨ch⟩
Affrikaten	pf ⟨pf⟩		ts ⟨z, tz⟩		tʃ ⟨tsch⟩		kχ ⟨k, ck⟩	

Anmerkungen zur Tabelle 6:

a) [j] ⟨j⟩ und [v] ⟨w⟩ verhalten sich phonologisch nicht wie Obstruenten, sondern wie Gleitlaute (Approximanten). [v] ist nur schwach, [j] praktisch gar nicht gegeben; beide sind stimmhaft. Vgl. dazu die Aussprache von ⟨offe⟩ (offen), ⟨Ofe⟩ (Ofen), ⟨wo⟩ als [ofə], [oʋə], [vo:] (die hier angegebene, unveränderte Vokalqualität des o-Lautes ist in vielen Dialekten anzutreffen).

b) Während im Obstruentensystem des Standarddeutschen die Oppositionen [± stimmhaft], [± lenis] und [± aspiriert] über Redundanzregeln involviert sind, besteht im Schweizerischen – und dies gilt auch fürs schweizerische Standarddeutsche – nur eine Opposition zwischen [± lenis]; die Merkmale [± stimmhaft] und [± aspiriert] fallen weg:

7)	Standarddeutsch	[d]	[t ^h]
		[+lenis] [+stimmhaft] [-aspiriert]	[-lenis] [-stimmhaft] [+aspiriert]
	Schweizerdeutsch	[ɔ̯]	[t]
		[+lenis] (-stimmhaft) (-aspiriert)	[-lenis] (-stimmhaft) (-aspiriert)

Es besteht im Schweizerdeutschen also nur eine Opposition zwischen nicht-ge-spannt (lenis) und gespannt (fortis). Aufgrund dieser Beobachtung ist zu ver-muten, dass sich auch in anderen Standardvarietäten des Deutschen von der (ko-difizierten) Standardsprache abweichende Verteilungen dieser drei Merk-malsklassen finden lassen; darauf deuten auch die Erhebungen von König (1989) hin.

c) Zur Tabelle in 6) ist weiter anzumerken, dass Lenes in der grafischen Reprä-sentation auch nach Kurzvokalen nie durch zwei Konsonantenbuchstaben darge-stellt werden. Auf die entsprechenden Gründe komme ich noch zu sprechen.

d) Auffällig sind auch die dorsalen Obstruenten: Der Konsonantenbuchstabe <k> steht nicht für den stimmlosen dorsalen Plosiv [k], sondern für die typisch schweizerische Affrikate [kχ]. Diese Affrikate ersetzt in der Standardaussprache vieler Schweizer Sprecher den standardsprachlich aspirierten Plosiv [k^h]. Für den nicht aspirierten Fortisplosiv [k] steht im Schweizerdeutschen <gg> (<lugge> [lukə] 'Lücke').

Ich gehe hier nicht weiter auf die orthografischen Besonderheiten der schweize-rischen Dialektschreibweise ein, dies würde eine gesonderte Untersuchung er-fordern, lasse jedoch in meinen folgenden Ausführungen an geeigneter Stelle entsprechende Hinweise einfließen.

5 Silbenstruktur

Da für die hier interessierenden Phänomene allein betonte Silben relevant sind, beschränke ich mich im Folgenden auf diese.

Bekanntlich lassen sich fürs Standarddeutsche drei Typen von betonten Silben finden – wenn man von komplexen Anfangs- und Endrändern absieht. In allen Schweizer Dialekten treten diese Silbenmuster ebenfalls auf. Hinzu kommt je-doch ein weiteres Muster, das, abgesehen von Dialekten in der Nordwestschweiz und im Bündnerland, ebenfalls in allen Dialekten auftritt, im Standarddeutschen jedoch ausgeschlossen ist:

8)		Standard	Schweizerdeutsch	Beispiele
	offene Silbe + Langvokal	CVV	CVV	[vo:], [zo:], [ra:bə]
	geschl. Silbe + Langvokal	CVVC	CVVC	[ta:l], [tsa:l], [za:l]
	geschl. Silbe + Kurzvokal	CVC	CVC	[mt], [mat], [mat.tə]
	offene Silbe + Kurzvokal	—	CV	[redə], [ʃinə], [ʃpilə]

Im Schweizerdeutschen gibt es also kurze betonte offene Silben. Oder anders gesagt: Im Schweizerdeutschen gibt es im Gegensatz zum Standarddeutschen betonte leichte Silben. Interessanterweise wird in der Dieth'schen Orthografie – und auch beim freien Dialektschreiben – diese Form der Kürze nicht durch einen Doppelkonsonanten markiert:

9)	Lautung	Dieth	Standard	unmögliche Schreibung
	[redə]	⟨rede⟩	reden	⟨redde⟩
	[zibə]	⟨sibe⟩	sieben	⟨sibbe⟩
	[ʃinə]	⟨Schine⟩	Schiene	⟨Schinne⟩
	[ʃpilə]	⟨spile⟩	spielen	⟨spille⟩

Es sei schon hier angemerkt, dass Schweizer solche betonten leichten Silben in ihrer dialektal eingefärbten Variante des Standarddeutschen interessanterweise nicht übernehmen. Man findet also nie Lautungen wie

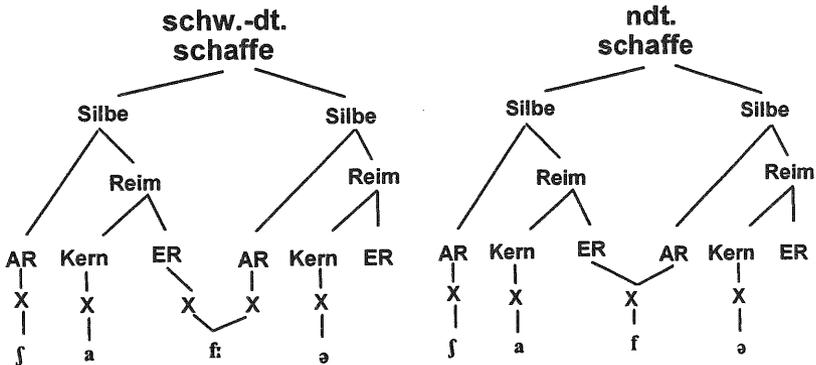
10) in [bazəl] [ʃpilə] ich mit einer [ʃinə]

6 Silbengelenk und Geminate

Für den Vergleich von Schweizerdeutsch und Standardsprache muss auch die unterschiedliche Realisierung des Silbengelenks beachtet werden: In der Standardsprache umfasst der Konsonant im Silbengelenk nur eine Zeiteinheit, im Schweizerdeutschen zwei: Es liegt in diesem Fall also eine echte Geminate vor:⁶

⁶ Im Ausspracheduden oder in Siebs finden sich leider keine Angaben, welche Syllabierung die ⟨korrekte⟩ ist. Auch in Duden IV (1998) wird zu diesem Problem nicht Stellung genommen. Die faktische Norm stellt ⟨natürlich⟩ die norddeutsche Sprechvariante dar (keine Geminierung).

11)



Die Gemination ist bei den Frikativen (logischerweise) am deutlichsten, aber auch bei den Plosiven wird die Lösung des Verschlusses relativ lang zurückgehalten.

Im Gegensatz zur betonten offenen Silbe übernehmen Schweizer diese Geminatensprechweise auch in ihre Standardlautung. Damit dürfte den Schweizer Schülern und Schülerinnen das Erfassen der Doppelkonsonantenschreibung relativ leicht fallen, sodass sich die mangelnde explizite Regelbehandlung in den Schulen nicht negativ auf die Rechtschreibkompetenz auswirkt.⁷

7 Restriktionen für das Silbengelenk im Standarddeutschen bzw. die Geminata im Schweizerdeutschen

Nachdem wir gesehen haben, dass sich das Schweizerdeutsch hinsichtlich seiner Silbenstruktur in zwei zentralen Punkten von der Standardlautung unterscheidet (betonte leichte Silben und Gemination) stellt sich die Frage nach der Distribution der ambisyllabischen Realisierung der Obstruenten in der Standardsprache und im Schweizerdeutschen bzw. schweizerischen Standarddeutschen.

Für das Silbengelenk im Standarddeutschen gilt die Einschränkung, dass es nur nach kurzen betonten Vokalen auftreten kann. Anders gesagt: Das Silbengelenk unterbindet betonte leichte Silben:

12) a) [ʃi:.fə] vs. [ʃɪf.fə], [ha:.zən] vs. [has.sən]

b) [hu.pə] vs. [pʊp.pə], [hy:.tə] vs. [hʏt.tə], [hak.ən] vs. [hak.kən]

Im Schweizerdeutschen können nun geminierte Silbengelenke auch nach Langvokalen und insbesondere nach Diphthongen auftreten:

⁷ Bezeichnenderweise gibt es in der Schweiz auch immer wieder Lehrer und Lehrerinnen, die die Doppelkonsonantenschreibung mithilfe einer eigenen Regel, die mit dem Begriff des langen Konsonanten operiert, zu fassen versuchen und – so sagen sie – damit gute Erfahrungen machen.

13) a) [lauf.fə], [gri:f.fə], [hu:f.fə], [ny:s.sə], [ru:f.fə]

b) [raup.pə], [hu:p.pə], [tu:t.tə]

Alle Geminaten – auch solche nach Langvokalen bzw. Diphthongen – werden denn auch in der schweizerischen Dialektorthografie durch Verdoppelung des Konsonantenbuchstabens angezeigt. Da im hier diskutierten Problembereich vor allem die Doppelschreibung des Frikativ-Buchstabens ⟨f⟩ interessiert, habe ich nur für diesen einige Beispiele zusammengestellt:

14) a) schaffe (schaffen), schlaaffe (schlafen), tüüff (tief)

b) Schlauffe (Schlaufe, Schleife)

c) wärfte (werfen), hälffe (helfen)

Wie die letzten beiden Beispiele in c) andeuten, können Geminaten sogar nach Sonoranten auftreten. Entsprechende Falschschreibungen finden sich denn auch in Schülertexten.

Wie oben schon angemerkt übernehmen Schweizer ihre dialektbedingte Geminatation ins Standarddeutsche – und dies gilt insbesondere auch für Geminatation nach Langvokalen: Schweizer übernehmen mit anderen Worten die Silbenstrukturierung des Schweizerdeutschen bzw. ihrer Muttersprache in das System der standarddeutschen Phonologie, was dann unter der Annahme, dass Schreiber beim Rechtschreiben auf ihr phonologisches System rekurrieren, zu den entsprechenden Schreibungen in den folgenden Beispielen führen kann (die phonetische Umschrift repräsentiert die schweizerische Standardlautung):

15) a) lauffen, greiffen, Hauffen – [lauf.fən], [graif.fən], [hauf.fən]

b) Häutte, Rauppe – [hɔyt.tə], [raup.pə]

Angesichts der deutlichen Geminierung der Frikative erstaunt es nicht, dass man die Falschschreibungen unter 15a) häufiger findet als die unter 15b).

Damit wäre vorerst das eine der anfangs dargestellten Phänomene geklärt. Und ich hoffe, dass auch deutlich geworden ist, dass Schreiber *systematisch* auf das phonologische System ihrer spezifischen Standardvariante rekurrieren – und nicht auf das von ihnen nicht internalisierte Konstrukt der Hoch- bzw. Standardlautung.

Auf weitere Einschränkungen der Geminatation im Schweizerdeutschen bzw. des schweizerischen Standarddeutschen komme ich anschliessend noch einmal zu sprechen. Ich wende mich vorher noch kurz dem Problem der s-Schreibung zu.

In der Schweiz schreibt man sowohl nach Kurz- wie nach Langvokalen für einen scharfen s-Laut – oder differenzierter gesagt, für ein Fortis-s – zwei ⟨s⟩:

16) das Floss floss — [flo:s flos]

Wie Gallmann (1997) gezeigt hat, liegt dieser Schreibung ebenfalls die besondere Silbenstruktur des Schweizerdeutschen zugrunde, die die meisten Schweizer

auch in ihre Standardlautung übernehmen bzw. ihrer Schreibweise zugrunde legen.

Wieder lohnt sich zuerst ein Blick auf den Dialekt und die Dialektschreibweise. Wie die folgenden Minimalpaare zeigen, kann auch beim Fortis-Frikativ [s] nach einem Langvokal ein geminiertes Silbengelenk auftreten, was dann zu den entsprechenden Schreibungen unter 17b) führt:

17) a) [vi:s.sə] vs. [vi:zə]

b) wisse (weißer) vs. wiise (weisen)⁸

Entscheidend ist nun, dass im Schweizerdeutschen und damit auch im schweizerischen Standarddeutschen jedes Fortis-s nach betontem Vokal geminiert wird, ohne dass dabei die Vokalquantität eine Rolle spielt. Daher kann man für die schweizerische Standardvariante folgende Korrespondenz-Regel angeben (vgl. Gallmann 1997: 140):

18) [s:s] → <ss>

Die entsprechende orthografische Umsetzung illustriere ich an den folgenden Beispielen:

19) a) [has.sən] → hassen

b) [gry:s.sən] → grüssen

c) [hais.sən] → heissen

Da im schweizerischen Standarddeutschen die s-Geminate auch nach Langvokalen gesprochen wird, bereitet es Schweizern keine Mühe, Wörter wie *Grüsse*, *Fuss* etc. korrekt mit Langvokal zu sprechen, auch wenn in der Schreibung für den s-Laut ein Doppel-s steht.⁹ Mit anderen Worten: Die schweizerische Standardaussprache bietet für Sprecher dieser Standardvarietät eine Art <Reparaturmechanismus> für die in der Schweizer Orthografie nicht konsequent auf das <s> anwendbare standardsprachliche Doppelkonsonantenregel.

Inwieweit die s-Geminate als distinktivierende Eigenschaft wirkt, zeigt sich auch an den unter 9) dargestellten leichten betonten Silben im Schweizerdeutschen: In der Schreibung wird ein Kurzvokal in einer solchen Silbe nie durch eine Verdoppelung des folgenden Konsonantenbuchstabens signalisiert. Die Ver-

⁸ Es ist hier noch darauf hinzuweisen, dass es im Schweizerdeutschen sowohl die Distinktion [± Langvokal] als auch [± Geminate] gibt. Zu den beiden Beispielen in 17) steht das Wort [vi:zə] <Wise> (Wiese) in Opposition.

⁹ Da Langvokal bzw. Diphthong + [s] nur im nativen Wortschatz und dort auch vor allem im Kernwortschatz vorkommt, sind solche Fehllösungen ohnehin kaum zu erwarten. Die Vokalquantität vor stimmlosem einfachem [s] ist im schweizerischen Standarddeutschen und im Standarddeutschen fast identisch. Abweichungen treten nur in zwei, drei Wortstämmen auf.

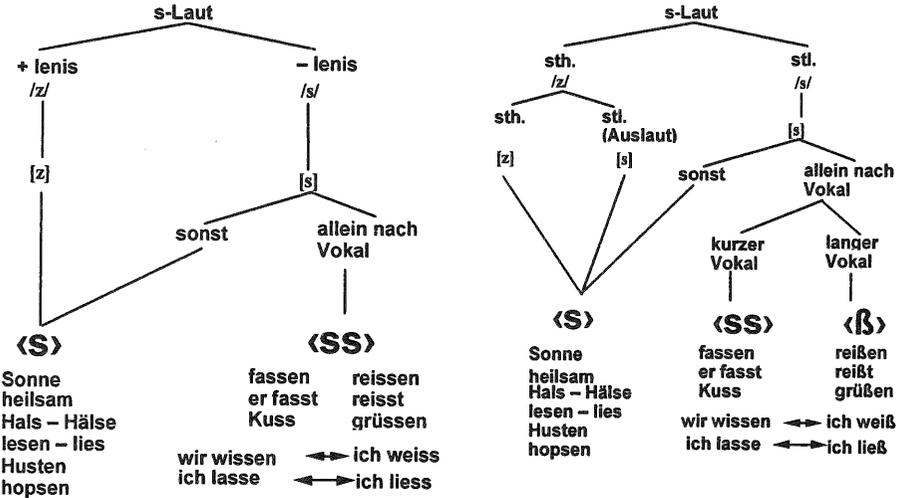
doppelung tritt nur dann auf, wenn der Konsonant im Gelenk steht. Dies illustriert das folgende Minimalpaar:

20) a) [na.zə] vs. [nas.sə]

b) Nase vs. nasse

Insgesamt ergibt sich also für die schweizerische s-Schreibung folgendes Bild (zum Vergleich steht rechts die aus Augst/Dehn (1998: 104) entnommene Darstellung der deutschen bzw. österreichischen Schreibweise):

21)



Da – wie oben bereits ausgeführt – die Auslautverhärtung in der schweizerischen Standardlautung nicht auftritt, kann man die Regel der Doppel-s-Schreibung für die Schweiz wie folgt formulieren: Im schweizerischen Standarddeutschen wird einfaches Fortis-s nach Vokalen immer mit einem Doppel-s geschrieben.

Nachdem wir gesehen haben, dass für die Geminierung des s-Lautes offenbar das distinktive Merkmal [± lenis] einschlägig ist, stellt sich die Frage, ob dies generell für alle Geminaten im Schweizerischen bzw. im schweizerischen Standarddeutschen gilt. Wie ein genauerer Blick zeigt, werden im Schweizerischen bei allen Obstruenten tatsächlich nur Fortes geminiert.

Wie stark diese auf Fortes beschränkte Geminierung verankert ist, zeigt sich an der Aussprache von in der Standardsprache mit zwei Lenis-Obstruentenbuchstaben geschriebenen Wörtern wie:

22) a) Ebbe, Schrubber, blubbern, Widder

b) schreddern, Mobbing, suggerieren

Für die Schreibungen *Widder*, *Ebbe*, *Schrubber*, *blubbern* lassen sich unterschiedliche Aussprachevarianten für den Doppelkonsonanten finden: *Widder* wird meist ohne Silbengelenk gesprochen, dafür das <ɖ> als [d]: [vi.dər]; *Ebbe* und *Schrubber* werden meist mit Silbengelenk gesprochen, dafür wird aber das als [p]: [ep.pə], [ʃrup.pər] gesprochen; und bei *blubbern* finden sich zwei in etwa gleich häufige Varianten: Wenn man kein Silbengelenk spricht, dann wird das als [b] gesprochen: [blu.bərə]; spricht man hingegen ein Silbengelenk, wird das als [p] gesprochen: [blup.pərə]. Mit anderen Worten: Entweder sprechen Schweizer den Konsonanten weich und machen entgegen der norddeutschen Aussprachevariante kein Silbengelenk oder sie sprechen ein Silbengelenk, dann wird allerdings entgegen der norddeutschen Aussprachevariante der Konsonant hart ausgesprochen. Dies lässt sich im Dialekt, aber vor allem auch in der schweizerischen Standardaussprache feststellen (in phonetischer Umschrift die schweizerische Standardlautung):

23) a) *Widder*: [vi.dər], *Mobbing*: [mo.bing]

b) *Ebbe*: [ep.pə], *Schrubber*: [ʃrup.pər]

c) *blubbern*: [blu.bərn] oder [blup.pərn]

Auffallend an den Wörtern, die eine Doppelschreibung für die stimmhaften Obstruenten aufweisen, ist auch, dass es sich entweder um Fremdwörter oder ursprünglich um ndt. Wörter handelt (in der Schweiz gibt's weder Ebbe noch Flut) oder dass die Doppelkonsonantenschreibung neueren Datums zu sein scheint, so im Falle von *Widder*, das noch im Mhd. als *wider* mit einem Obstruentenbuchstaben verschriftet wurde. Es ist anzunehmen, dass auch hier wie in den einschlägigen Aussprachewörterbüchern vorwiegend – wie das in König (1996: 250) so schön formuliert ist – die «norddeutsche Ausspracheweise [...] kanonisiert [...] und in Normnähe gerückt» wurde.

Insgesamt gibt sich die folgende Verteilung zur Ambisyllabizität im Standard und im Schweizerdeutschen bzw. schweizerischen Standarddeutschen:

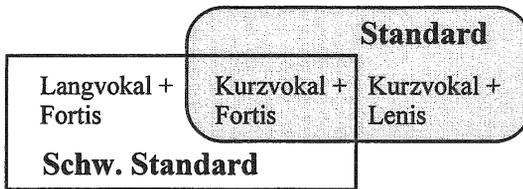
24) Standard: [ungespannter betonter Vokal]¹⁰ korreliert mit Ambisyllabizität

Schweizerdeutsch: [–Lenis-Konsonant] korreliert mit Ambisyllabizität

Grafisch lässt sich dies wie folgt darstellen:

¹⁰ Oder: [kurzer betonter Vokal]. Auf Unterschiede dieser beiden Beschreibungsvarianten gehe ich hier nicht weiter ein.

25)



Die Beispiele in 23) zeigen also nochmals, dass die Silbenstrukturierung aus dem Dialekt bzw. der Muttersprache in die spezifische Variante der Standardausprache übernommen wird. Und wie eingangs dargelegt, können nur die im deutschen Sprachraum anzutreffenden Aussprachevarianten je die Basis für die Orthografierregeln bzw. für die schulische Vermittlung dieser Regeln bilden; denn allein diese Varianten – und nicht die unter anderem durch soziale Konvention konstruierte, durch Sprachnormierungen konservierte Standard- bzw. Hochsprache – sind die reale Basis für den Erwerb der Orthografie.

8 Akzentbasierter vs. silbenbasierter Ansatz

Vor diesem Hintergrund stellt sich nun die Frage, inwiefern die beiden konkurrierenden Regelformulierungen von silben- und akzentbasiertem Ansatz das orthografische Phänomen der Doppelkonsonantenschreibung standardvarietätenneutral fassen können. Wohlgermerkt: Es geht hier nicht darum, auf alle Besonderheiten der einzelnen Dialekte im deutschen Sprachraum Rücksicht zu nehmen, sondern es geht hier vor allem darum, die real existierenden Varianten der Standardsprache in Beziehung zum orthografischen System zu setzen bzw. bei der Kodifizierung dieses Systems zu berücksichtigen – und nicht allein auf das Konstrukt einer Hochsprache bzw. der norddeutschen Standardvarietät zu rekurrieren.

Es gibt vier Gründe, warum der akzentbasierte Ansatz gegenüber dem silbenbasierten vorzuziehen ist:

1. **Ein eher technischer Grund:** Ramers (1999: 62), der sich wie Eisenberg (1997) nur auf die deutsche Hochlautung bezieht, sieht den Vorteil des akzentbasierten Ansatzes vor allem in Folgendem: «Die Ausnahmen [des akzentbasierten] Ansatzes bilden geschlossene Klassen (Funktionswörter oder Entlehnungen aus dem Englischen), für die Ausnahmen [des silbenbasierten Ansatzes] ist dies wahrscheinlich nicht der Fall [...]. Außerdem ist die Annahme ambisilbischer Konsonanten an den Akzent gebunden und somit in der Regel [des akzentbasierten Ansatzes] implizit mitenthalten.»
2. **Ein varietätenlinguistischer Grund:** Gerade weil die Sprecher des Deutschen unterschiedliche Varietäten des Standarddeutschen sprechen, das in «reiner» Form nirgends gesprochen wird, das heisst, von niemandem als natürliches Grammatiksystem erworben wurde, scheinen mir standardvarietätenneutrale

orthografische Regelformulierungen (so weit dies überhaupt möglich ist) eine (auch: system-)linguistische Notwendigkeit zu sein. Da die Silbenstrukturen und damit auch die Silbengelenke zwischen den einzelnen Varietäten des Standarddeutschen, wie am Beispiel der schweizerischen Sprachsituation gezeigt wurde, variieren, hat die Silbenregel je nach Sprachvarietät bzw. nach Sprachsystem unterschiedliche Geltungsbereiche. Womit sie arealinguistisch weit weniger gut fundiert ist als die akzentbasierte Regel.

Wie gezeigt wurde, unterscheiden sich die Sprachvarietäten des Deutschen (die Dialekte) zwar auch in der Verteilung der Vokalquantität, aber wie das Beispiel des Schweizerdeutschen nahe legt, wird diese Besonderheit des Basisdialekts nicht in die entsprechende Standardlautung übernommen.¹¹

3. **Ein testmethodischer Grund:** Es geht bei diesem Vergleich nicht zuletzt auch darum, welche Regelformulierung für die Sprach- bzw. Schriftbenutzer leichter handhabbar ist: Ein grosser Nachteil des silbenbasierten Ansatzes ist es, dass zur Regelanwendung gewisse Wortformen immer erweitert werden müssen, damit ein Silbengelenk überhaupt hörbar wird: *Stall – Ställe, Hass – hassen, Schiff – Schiffe*. Zusätzlich setzt das paradigmatische Suchen nach erweiterten Formen (und der Entscheid, welche einschlägig sind und welche nicht) zum Teil umfassende Übersicht über den Wortschatz voraus. Vergleicht man die beiden Ansätze unter dieser Perspektive, so ergibt sich folgendes Bild:

26)	akzentbasierter Ansatz	silbenbasierter Ansatz
[kra'val]	1) <Krawall>	1) [kra'val.lə] 2) <Krawalle> 3) <Krawall>
[ʃtelt]	1) [ʃtɛl] + [t] 2) <stellt>	1) [ʃtɛl] + [t] 2) [ʃtɛl.lən] 3) <stellen> 4) <stellt>
[ʃrupt]		1) [ʃrup] + [t] 2) [ʃrub.bən] 3) <schrubben> 4) <schrubbt>

Ausser bei den auslautverhärteten Obstruenten sind die mit dem akzentbasierten Ansatz benötigten Proben einfacher zu handhaben als die mit dem silbenbasier-

¹¹ Möglicherweise gibt es aber auch Varietäten des Standarddeutschen, die eine vom Standard abweichende Verteilung der Vokalquantität aufweisen. Entsprechende Forschungen, etwa zum Österreichischen, liegen meines Wissens noch nicht vor bzw. sind in dieser Hinsicht zu ungenau (vgl. Wiesinger 1988).

ten Ansatz. Für Sprecher einer Standardvarietät ohne Auslautverhärtung ist auch im letzten Fall die akzentbasierte Regelformulierung einfacher.

4. **Ein didaktischer Grund:** Wie die Diskussion um die schweizerischen Beispiele gezeigt hat, führt eine silbenbasierte Regelformulierung aufgrund der standardvarietätenbedingten Lautung zumindest in der Schweiz zu normwidrigen Schreibungen (*greiffen, helffen, blubern*). Es scheint mir unter didaktischer Perspektive ausgesprochen unsinnig zu sein, den Schweizern die (norddeutsche) Standardlautung beibringen zu wollen, nur damit sie sich an eine bestimmte orthografische Regelformulierung halten können, zu der es eine alternative Regelformulierung gibt, die in hinreichendem Masse zur korrekten Schreibung führt. Zumal Schweizer zusätzlich einen Test beherrschen müssten, den sie – im Gegensatz zu Schreibern, die in ihrer Standardvarietät die Auslautverhärtung kennen – ansonsten nie benötigen.

Fazit: Sowohl unter systemlinguistischer als auch unter sozio- und psycholinguistischer Perspektive ist der akzentbasierte dem silbenbasierten Ansatz für eine Regelformulierung der Doppelkonsonantenschreibung, die für den ganzen deutschen Sprachraum Gültigkeit haben soll, vorzuziehen.

Für die Sprachdidaktik lässt sich daraus aber nicht der Schluss ziehen, dass der silbenbasierte Ansatz in der Schule und in der Lehrerbildung nicht nutzbar gemacht werden kann und soll. Zum einen – und das hat die Diskussion ja auch gezeigt – gibt es auch Sprachregionen, in deren Standardvarietät die Beziehung zwischen Silbengelenk und Doppelkonsonantenschreibung in hinreichendem Masse systematisch ist. Zum anderen hat die Diskussion um die schweizerischen Falschreibungen auch gezeigt, dass Schreiber die Silbenstruktur zur orthografischen Umsetzung nutzen. Und da für den akzentbasierten Ansatz beispielsweise das Heraushören von betonten Lang- und Kurzvokalen von zentraler methodischer Bedeutung ist, können einschlägige Minimalpaare zusätzlich nach silbenbasierten Kriterien für entsprechende Übungen ausgewählt werden: So ermöglicht zwar auch das Minimalpaar *Aal – All* das Heraushören der einschlägigen Opposition, Minimalpaare wie *Hüte – Hütte* nutzen jedoch zusätzlich das Phänomen des Silbengelenks – und dies erleichtert möglicherweise die (implizite) Regelbildung.

Des Weiteren bietet sich die Diskussion um die beiden unterschiedlichen Regelformulierungen für die Lehrerbildung als ein weites Feld zur Reflexion über Orthografie, Normkodifizierung, muttersprachlich (nicht nur dialektal) bedingte Abweichung von der Standardlautung etc. an. Damit aber auch eine vertiefte Auseinandersetzung stattfinden kann, müssten Grundkenntnisse der Phonologie (nicht nur des Deutschen!) und der dialektbedingten Standardvarietäten vermittelt werden. Lehrer und Lehrerinnen sollten so ausgebildet werden, dass sie selbst auf (nicht nur dialekt-, sondern auch fremdsprachenbedingte) Aussprachevarianten ihrer Schüler und Schülerinnen achten lernen.

Und die sprachdidaktische und linguistische Grundlagenforschung sollte sich endlich der Untersuchung der real gesprochenen Standardvarietäten widmen. Die Formulierungen im Bereich der Laut-Buchstaben-Beziehung müssen die dabei gewonnenen Erkenntnisse repräsentieren, sei es durch varietätenneutrale, sei es durch varietätenspezifische Regelformulierungen. Regelformulierungen, die sich – wie bis anhin meist geschehen – allein auf das Konstrukt der deutschen Hochlautung stützen, sind für die Belange der Sprachdidaktik bzw. der Schulen von untergeordneter Bedeutung.

Literatur

- Augst, Gerhard und Dehn, Mechthild (1998): Rechtschreibung und Rechtschreibunterricht. Stuttgart: Klett.
- Bierwisch, Manfred (1972): Schriftstruktur und Phonologie. In: Probleme und Ergebnisse der Psychologie 43, S. 21–44.
- Dieth, Eugen (1938): Schwyzertütschi Dialäktschrift. Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte. Zürich.
- Eisenberg, Peter (1989): Die Schreibsilbe im Deutschen. In: Peter Eisenberg und Hartmut Günther (Hg.): Schriftsystem und Orthographie. Tübingen: Max Niemeyer (= RGL 97), S. 57–84.
- Eisenberg, Peter (1992): Linguistische Fundierung orthographischer Regeln. Umriss einer Wortgraphematik des Deutschen. In: Jürgen Baumann, Hartmut Günther und Ulrich Knoop (Hg.): Homo Scribens – Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung. Tübingen: Niemeyer (= RGL 134), S. 67–94.
- Eisenberg, Peter (1997): Die besondere Kennzeichnung der kurzen Vokale – Vergleich und Bewertung der Neuregelung. In: Gerhard Augst, Karl Blüml, Dieter Nerius und Horst Sitta (Hg.): Zur Neuregelung der deutschen Orthographie. Begründung und Kritik. Tübingen: Niemeyer (= RGL 179), S. 323–336.
- Gallmann, Peter (1997): Warum die Schweizer weiterhin kein Eszett schreiben. Zugleich eine Anmerkung zu Eisenbergs Silbengelenk-Theorie. In: Gerhard Augst, Karl Blüml, Dieter Nerius und Horst Sitta (Hg.): Zur Neuregelung der deutschen Orthographie. Begründung und Kritik. Tübingen: Niemeyer (= RGL 179), S. 135–140.
- Günther, Hartmut (1988): Sprachsystem, Schriftsystem, Lexikon. Bemerkungen zu einem Beitrag von Richard Wiese. In: Deutsche Sprache, S. 271–281.
- Günther, Hartmut (1992): Graphetik – Ein Entwurf. In: Jürgen Baumann, Hartmut Günther und Ulrich Knoop (Hg.): Homo Scribens – Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung. Tübingen: Niemeyer (= RGL 134), S. 29–42.
- Henn-Memmesheimer, Beate (1986): Nonstandardmuster: ihre Beschreibung in der Syntax und das Problem ihrer Arealität. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 66).
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Text. Bd. 2: Tabellen und Karten. Ismaning: Hueber.
- König, Werner (1996): Phonetisch-phonologische Regionalismen in der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht 'Deutsch als Fremdsprache?'. In:

- Gerhard Stickel (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York (= IdS-Jahrbuch), S. 246–270.
- Looser, Roman (1998) (Hg.): Dokumentation zur neueren Geschichte der deutschen Orthographie in der Schweiz. Hildesheim, Zürich, New York: Olm.
- Niebaum, Hermann und Mascha, Jürgen (1999): Einführung in die Dialektologie des Deutschen. Tübingen: Niemeyer (= Germanistische Arbeitsheft 37).
- Ossner, Jakob (1996): Silbifizierung und Orthographie des Deutschen. In: Linguistische Berichte 165, S. 369–400.
- Ramers, Karl-Heinz (1999): Vokalquantität als orthographisches Problem. In: Linguistische Berichte 177, S. 52–64.
- Siebs, Theodor (1969): Deutsche Aussprache. Reine und gemässigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Hg. H. de Boor und C. Winkler. 19. Aufl. Berlin.
- Sternefeld, Wolfgang (2000): Schreibgeminaten im Deutschen: Ein Fall für die Optimalitätstheorie. In: Linguistische Berichte 181, S. 35–54.
- Weber, Albert (1987): Zürichdeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart. Zürich: Rohr (= Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen 1).
- Wiese, Richard (1987): Laut, Schrift und Lexikon. In: Deutsche Sprache, S. 318–355.
- Wiesinger, Peter (1988): Das österreichische Deutsch. Wien, Köln, Graz: Böhlau (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 12).

Anschrift des Verfassers: *Dr. Thomas Lindauer, Deutsches Seminar Uni Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich*